

Charlotte Lyne

## **Allein aus Gnade**

Ein historischer Wittenberg-Krimi



*Für meine Eltern,  
zur Erinnerung an Sommer,  
Spargel und Wittenberg*

*»O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? O ihr  
alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistlichen Menschen.«*

Albrecht Dürer

## Prolog

Wittenberg, Dezember 1520

»Der Antichrist? Wer von uns ist denn der Antichrist?«

Die Frage des Mannes in der dunklen Kutte platzte in die Stille. Elisabeth schlang die Arme um den Leib. Das Schaudern, das ihren Körper erfasste, war nicht der Kälte geschuldet. Seit ihrer Ankunft auf dem Grasland vor dem Elstertor hatte sie im Nacken einen Blick gespürt, der ihr das Blut zum Stocken brachte. Flüchtig sah sie hinauf in den Himmel, die schwarze Kuppel, über die geballte Wolken jagten. Sobald einen Herzschlag lang Mondlicht dazwischen hervorbrach, blitzte wie ein Trugbild die Stadt auf, um gleich darauf erneut in Finsternis unterzutauchen. Die just entzündete Flamme erhellte kaum die Scheite ringsum.

*Das ist alles, was du jemals fühlst, alles, was dich jemals treibt*, schalt sich Elisabeth, *deine ewige Angst vor jedem Schatten an der Wand*. Sie zwang sich, den Blick wieder dem Scheiterhaufen zuzuwenden, dem Schauspiel, um dessentwillen sie hergekommen war. Die eben noch klägliche Flamme begann zu zucken, leckte in die Höhe und sprang zugleich nach allen Seiten. Unter Knacken und Knistern schlugen die lodernden Zähne sich ins Holz. Das Feuer schnitt eine Bresche in die Nacht und zwang die Stadt zum Tanz im flackernden Licht. In jedem Winkel, so schien es Elisabeth, wurde gebaut, selbst am Markt war schon ein Platz für das künftige Rathaus abgesteckt.

Sie zupfte ihren Gatten am Ärmel. »Gehen wir näher ans Feuer? Es ist so kalt.«

Eckhard ließ sein silbernes Lachen aufzirpen und folgte ihr durch den Ring aus Leibern, dicht gefolgt von Konrad, ihrem Bruder, der bereits den ganzen Weg über geschwiegen hatte.

»Wenn's richtig losgeht, wird dir schon warm werden«, gurrte Eckhard, und er behielt Recht: Im nächsten Atemzug hob alles um sie herum zu johlen an, riss die Arme hoch, hüpfte auf und nieder, und Elisabeth, Eckhard und Konrad steckten in einem Rudel von Studenten fest. Ein Gegenstand flog in das prasselnde Feuer, das inzwischen über die Köpfe der Versammelten hinaus züngelte. Einer der Studenten warf seine Mütze hinterdrein.

»Johann Eck: *De primatu Petri*.« Die Stimme des Mannes in der Kutte, der keinen Schritt weit vom Feuer stand, gebot dem Toben Einhalt. Er sprach nicht sonderlich laut, doch sein Spott funkelte wie eine blanke Scherbe. Mit beiläufiger Geste schleuderte er die Schrift, deren Titel er verlesen hatte, von sich. »Ins Feuer mit dem Dreck vom Eck.«

Bedauern um das Buch, das in den Flammen verkohlte, war fehl am Platz. *Zimperliches Ding*, schalt sich Elisabeth, *du bist die Frau eines reformerisch gesinnten Wittenbergers und selbst eine Reformerin!* Konrad hatte ihr erklärt, das Traktat verherrliche die Tyrannei des Papsttums, und der Verfasser, der verbohrte Theologe Eck, sähe am liebsten ihresgleichen statt der Papiere im Feuer. Trotz allem packte sie erneut der Schauer. Sie umfasste mit kalten Fingern ihre Kehle, weil Beklommenheit sie würgte.

*Besser wär's, wir würden weder Bücher noch Menschen verbrennen.*

Auf der hohen Stadtmauer tanzten die Schatten des Feuers wie beleidigte Geschöpfe der Nacht. Hinter dem *Schwarzen Kloster*, dem Konventhaus der Augustiner, tauchten noch mehr Studenten auf. In ihrem Grölen schwang, so schien es Elisabeth, Mordgier mit. Sie folgten dem Aufruf, den der Mann in der Kutte auf den Gängen der Universitätsgebäude angeschlagen hatte: *Kommt alle zum Elstertor, um die neunte Stunde des zehnten Dezember, und seht mit an, was Martin Luther den Taten des Papstes zu erwidern weiß.*

Martin Luther. Ein Augustiner Mönch war er, Lehrer der Theologie, von nicht mehr als mittlerem Wuchs, die Schultern gebeugt, das Gesicht ausgezehrt. Von seiner ausgeprägten Stirn abgesehen schien nichts Ungewöhnliches an dem Mann, der eben eine weitere Schrift vom Boden auflas und sie über seinem Kopf schwenkte. Und doch war es er allein, jener Mann in der schwarzen Kutte, der sie hier zusammengerufen hatte, wo sie sich an seinem Feuer entzünden oder in ihm verglühen würden: Martin Luther.

Die Schrift flog, dass die Bögen sich lösten und einzeln dem Flammentod entgegen schwebten. Zur Antwort ertönte tosender Beifall, den Luther wie ein geschickter Chorleiter sogleich wieder zu dämpfen wusste, als er nach dem nächsten Brandopfer, einem in Leder gebundenen Büchlein, griff.

»Und was haben wir hier? Einen *Auszug aus dem kanonischen Recht*, hört, hört. Also *Recht* nennt sich dies.«

Elisabeth krallte sich die Finger in den Hals. Für gewöhnlich verbrannte man an diesem Ort die Lumpen von Pesttoten, und heute das Recht der Heiligen Kirche? Gewiss, Luthers Zorn war verständlich, seine eigenen Schriften waren in Lüttich wie in Löwen und zuletzt gar in Köln den Flammen übergeben worden, und ihm selbst hatte man in Rom als Ketzer den Prozess gemacht. Im Sommer war die päpstliche Bulle ergangen, die von ihm forderte, seine Lehren zu widerrufen und der Verbrennung seiner Bücher zuzustimmen. Dies hatte binnen sechzig Tagen zu geschehen, andernfalls drohte ihm der Bannfluch der Kirche, und was das bedeutete, wusste in Wittenberg jedes Kind: Der streitbare Mönch würde der weltlichen Ge-

walt ausgeliefert, die Reichsacht über ihn verhängt, und ein so grauenhaftes Schicksal stünde ihm bevor wie einstmals dem mutigen Jan Hus: der Tod auf dem Scheiterhaufen.

Luther hatte die sechzig Tage verstreichen lassen, ohne einen Finger zu seiner Rettung zu rühren. Gleichmütig hatte er zugesehen, wie die Bulle in den deutschen Landen verbreitet wurde, ja er hatte sich sogar selbst eine Ausgabe drucken lassen und sie in Cranachs Weinausschank unter Hohnlachen an Freunde verteilt. In seiner Spottlust glich er Eckhard, der ein Exemplar des giftsprühenden Druckwerks ergattert hatte und darüber in sein grillenhaftes Kichern ausgebrochen war. Elisabeth warf einen Seitenblick auf ihren Gatten. *Vielleicht habe ich dich deshalb genommen, durchfuhr es sie, weil ich mich vor allem fürchte und du vor nichts. Weil meine Angst und ich uns nichts so sehr wünschen wie ein geborgenes Leben.*

Das schmale Buch flog ins Feuer. Luther stemmte die Hände in die Hüften und sog die vor Feuchtigkeit flimmernde Nachtluft ein. Eine Atempause. Elisabeth entspannte sich. Eckhards fleischiger Wanst in ihrem Rücken schien ein Bollwerk gegen jegliche Gefahr, doch das Gefühl von Bedrohung, von dunkler Gegenwart wollte nicht weichen. Was aber sollte dort im Gesträuch denn lauern? Von der Kurie entsandte Häscher, die das Ärgernis Luther bei Nacht und Nebel aus dem Weg meucheln wollten? Welch lachhafter Gedanke! Meuchelorde wurden nicht vor hundert Augen begangen, und diese vor Eifer bebenden Studenten hätten vermutlich jeden in Stücke gerissen, der ein Haar um die Tonsur ihres Helden krümmte.

Elisabeths Blick glitt über die Gesichter im Kreis. Wie sie glühten, wie fiebrig ihre Stirnen glänzten! Eine Hand hob sich, sandte ihr ein Winken. Sie atmete auf. Zur Rechten erkannte sie zwei Vertraute: Philipp Melanchthon, der Inhaber des neu gestifteten Lehrstuhls für Griechisch, und sein Student Markus Reuther, der eher wie ein väterlicher Beschützer denn wie ein Schüler seines winzigen Lehrherrn wirkte. Markus überragte Melanchthon um zwei Haupteslängen und war ein halbes Dutzend Jahre älter als der Gelehrte, der bereits als Wunderknaube von vierzehn den ersten akademischen Grad erworben hatte. Elisabeth musste lachen, sooft sie das Gespann erblickte. Melanchthon war wie stets in seiner eigenen Welt versunken, das gelockte Haupt in den Wolken, ohne zu spüren, wie es um ihn her brodelte. Markus, ihr Freund aus Jugendtagen, hatte ihm die Hände auf die Schultern gelegt, als fürchte er, sein kleiner Gefährte würde andernfalls zu Boden sinken. Diese zwei zumindest waren nicht vom Fieber ergriffen, sondern bewahrten bei aller Begeisterung für Luthers Aufbruch die Besonnenheit.

Ein eisiger Wind fuhr in Elisabeths Nacken und zerrte ihre Haube hoch. Im selben Augenblick senkte ihr Gatte ihr die Pranken auf die Schultern, wie Markus es bei Melanchthon tat. »Was ist dir, Els? Siehst du wieder einmal Geister, die dir Furcht einjagen?«

*Vielleicht tue ich das. Der Geist, der hinter mir im Schatten steht, jagt mir Furcht ein, er mag ein Hirngespinnst sein oder nicht.*

Derweil bückte sich Luther und las die letzte Schrift vom Boden auf. Mit beiden Händen hielt er sie hoch und ließ sie im Nachtwind flattern. Elisabeth erkannte die gekreuzten Schlüssel und die Tiara – das Wappen Papst Leos. Sie hörte ihr Herz hämmern, wie um den Schutz der Rippen zu durchbrechen. »Ich frage noch einmal:« Luthers Stimme glich der Feuersäule. »Wer von uns ist denn der Antichrist?«

»Sag es uns, Bruder Martinus«, brüllte einer der Studenten.

Mehrere stimmten ein, johlten Anfeuerungen, schüttelten geballte Fäuste.

»Der Papst ist der Antichrist«, loderte Luthers Flammenstimme dazwischen. Nicht laut. Nur brandhell. Elisabeth krümmte den Rücken. Luther hielt sich die Schrift vor Augen, als müsse er deren Titel ablesen: »Hier also haben wir eines seiner Machwerke: *Bulla contra errores Martini Lutheri et sequacium*. Die Bulle gegen die Irrtümer Martin Luthers und seiner Anhängerschaft. Und wer ist jener Martin Luther, der eine solche Gefahr darstellt, dass es Papst Leo vonnöten ziemt, ihn mit dem grausamen Bannfluch zu bedrohen? Ihr wisst es alle. Es ist jener schlichte Bruder, der vor euch steht. Und die Anhängerschaft, die nach dem Willen Roms gleich mit gebannt wird, das ist nicht nur mein guter Doktorvater Karlstadt hier, das seid ihr selbst, ein jeder von euch.«

Das Gebrüll, das aufquoll, war nicht menschlich. Luther schwang die Bulle. »Was meint ihr, Gefährten, wohin gehört solcher Schimpf!«

Er würde es nicht wagen, nicht den Erlass des Heiligen Stuhls! Trotz des Tumultes vor ihren Augen, trotz der festen Hände ihres Gatten, spürte Elisabeth die Gegenwart der Gestalt im Schatten, ein Tier, das im Unterholz lauerte und jederzeit herausspringen mochte.

»Ins Feuer damit, Bruder Martin! Ins Feuer!«

Im Bruchteil eines Augenblicks sah Elisabeth Luther lächeln. »Weil du, gottloses Buch, den Herrn betrübt hast«, rief er, »so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.«

Durch den Lichtkegel schwirrte das Bündel Papier. Die Flammen lechzten, streckten sich und fingen es in ihren Klauen. »Seht, ihr papistischen Brandstifter, so leicht ist es, Papier zu verfeuern!« Kaum hob das Gejohle an, presste Elisabeth sich die Hände auf die Ohren und kniff die Augen zu.

Eine Ewigkeit verstrich, ehe der Aufruhr sich legte, der Ring aus Menschen sich lockerte und schließlich zerstreute. Als sie die Augen öffnete, sah sie Luther zu Markus und Melanchthon sprechen. Langsam löste sie die Hände von den Ohren. Hinter ihr piff ihr Gatte durch die

Zähne. »Feige kann man unsern guten Luther schwerlich schimpfen«, bemerkte er mit einem Kichern. »Aber ob das klug war, Schwager, was meint Ihr?«

»Es war in höchstem Maße unklug«, gab Elisabeths Bruder zur Antwort. Wie stets, wenn der dünnlippige Konrad sprach, erschien jedes Wort wie in Kupfer gestochen. »Er zwingt Rom zum Handeln, und dazu ist es zu früh, nicht nur für ihn, sondern für ganz Wittenberg. Wer soll den Brand, den er lostritt, löschen können?«

Das verglimmende Feuer sprühte Funken. Elisabeth, die an allen Gliedern fröstelte, mochte nicht warten, bis es gänzlich niederbrannte. Stattdessen hakte sie sich bei Eckhard ein und schlug forscher, als ihr zumute war, vor: »Lasst uns nach Hause gehen. Es gibt ja nichts mehr zu sehen, und behaglich ist's hier draußen wahrlich nicht.«

Behaglich war ihr Haus im Herzen der Stadt, wo die Judenstraße in den Kirchplatz mündete. Es war gut geheizt, fest verschließbar, und die Magd würde ihnen noch einen Krug Würzwein und eine Schüssel Hammelbrühe wärmen. Ein dankbarer Blick streifte das Antlitz ihres Mannes, das mondrund auf dem engen Kragen thronte wie die fleischgewordene Güte. *Wenn ich schon dich nicht lieben kann, wie's dir gebührt, das Leben, das du mir bietest, liebe ich.*

Eckhard tätschelte ihr die Hand. »Müde, mein Weiblein?«

»Ganz schrecklich.«

»Dann wünsche ich eine angenehme Nacht«, sagte Konrad.

»Was denn, Schwager, kommt Ihr auf keinen Bissen mehr mit? Nun ziert Euch nicht, schließlich weiß ich, dass Schmalhans bei Euch Küchenmeister ist.«

»Mir steht der Sinn nicht nach Essen«, erwiderte Konrad verschnupft.

Eckhard klatschte ihm die Pranke auf die Schulter. »Ach was, macht Euch nicht allzu viele Sorgen. Vielleicht verläuft ja doch noch alles sich im Sand.«

Unwillkürlich senkte Elisabeth den Blick auf ihre Füße, auf das zerrupfte Wintergras und den Sand zwischen den Büscheln. Ohne aufzublicken, ließ sie sich von Eckhard weiterziehen, an den Hecken vorbei zum Tor, das hinter ihnen für die Nacht verschlossen würde. Kurz davor fuhr sie, ohne den Grund zu kennen, herum – und dort stand er. Fahl schmiegte der letzte Schein des Feuers sich um seine reglose Gestalt, derweil die Schatten der kahlen Zweige Linien auf sein Gesicht zeichneten. Wie Sprünge in Ton. Der Blick des Mannes kreuzte den ihren. Elisabeth entfuhr ein Laut. Im Schritt erstarrte sie.

»Willst du Wurzeln schlagen, Els?« Eckhard zerrte sie am Arm. »Eben noch hattest du Angst, du frörest dir den ergötzlichen Hintern ab.«

Elisabeth befahl sich, weiterzugehen, den Kopf fortzudrehen, ihrem Gatten zu folgen. Unsäglich langsam leistete ihr Körper Folge. Der im Schatten gelauert hatte, war also kein Feind,

kein Meuchler mit geladener Handbüchse. Es war ein Mann, dessen Anblick sie einst mehr als jeden anderen herbeigesehnt, der ihr Herz zum Hüpfen gebracht hatte und der es jetzt sich zusammenziehen ließ wie ein zu Tode erschrockenes Tier. Thomas. Einen Frühling zuvor ihr Verlobter. Heute ein Fremder, dem die Augen vor Erbitterung brannten.

*Du hast mir nichts gelassen, Lisa. Nur den Weg zu Gott.*

Was hatte er mit angesehen? Seine Liebste im Arm ihres lutherischen Gatten, dazu das Feuer, das den Erlass seines Papstes verschlang?

»Kommst du endlich?«, brummte Eckhard. »Mir tut ein Becher Wein Not, nicht zu klein und nicht zu geizig eingeschenkt.«

»Mir auch«, murmelte Elisabeth. Mit den Händen um den Hals lief sie los. Im Geiste glaubte sie noch immer, ein Paar dunkler, zornglühender Augen zu sehen. Ob es sich dabei um das Augenpaar des verschmähten Bräutigams oder um das des todesmutigen Reformators handelte, vermochte sie nicht zu sagen.

## 1

### Wittenberg, April 1521

Im Weinausschank von Lucas Cranach war jede Bank bis auf den letzten Platz besetzt. Markus ließ den Blick über die Menschenmenge gleiten: Der enge Raum summte und schepperte vor Leben, die Tische wackelten und der Wein schäumte über, derweil vor den Fenstern die Karren der Händler übers Pflaster rumpelten und Trauben von Weibern zum Einkauf strömten. Die Gastwirtschaft lag dem Bauplatz für das Rathaus gegenüber, am Markt, dem Herzen der Stadt. Neben dem Ausschank betrieb der geschäftstüchtige Cranach hier seine Werkstatt und in der Nähe eine Apotheke.

In der Frühlingsluft standen die Läden offen, und es war eine Lust, dem Treiben zuzusehen, das davon kündete, dass Wittenbergs Stunde gekommen war. Seit vor zwei Jahrzehnten die Universität Leucorea gegründet worden war, blühten der Buchhandel, das Gastgewerbe und vor allem das Baugeschäft, denn Friedrich der Weise wollte eine Residenz, die sich hinter keiner zweiten zu verstecken brauchte. Der sinnesfreudige Kurfürst förderte Bildung und Kultur nach Kräften. Seinem Hofmaler Cranach zahlte er hundert Gulden im Jahr und hatte ihm sogar ein Wappen verliehen. Neben der Tür, die jetzt aufflog, prangte es: die schwarze, geflü-



gelte Schlange. In einem Windschwall preschten sie herein: Der kugelrunde Eckhard Schramm voran und sein Gefolge, Gattin und Schwager, an den Flanken hinterdrein. Bei sich nannte Markus die kleine Schar *das Dreigestirn*. Wie gewöhnlich blickte Melanchthon nicht einmal auf, als die Neuankömmlinge in die Schankstube strömten.

Markus jedoch sprang von der Bank, ergriff den Weinkrug und schwenkte ihn zum Gruß. »Gelobt sei Jesus Christus, Oheim!«

»Sieh an, mein Neffe Markus und sein Griechlein. In Ewigkeit Amen, Kumpane.« Unter heftigen Atemzügen ließ Eckhard, Markus' Oheim von der mütterlichen Seite, sich auf die Bank plumpsen. Er nahm ihm den Krug ab, goss sich den nächststehenden Becher voll und trank. »Schon etwas gehört?« Seine Korinthenäuglein wanderten von Markus zu Melanchthon. Wiewohl er gut und gern sechzig Jahre auf dem Buckel hatte, strahlte sein Gesicht vor Lebenskraft.

Markus folgte dem Blick des Oheims. Melanchthon hob endlich den Kopf. Er stellte keine Frage, sie alle wussten, wovon Eckhard sprach. An den Nebentischen verstummten Gespräche, doch zur Furcht bestand kein Grund. Dies war das Haus eines Lutheraners. Sie trafen hier zusammen, nicht nur, weil Cranach süffigen Wein ausschenkte, sondern vor allem, weil sie im Schutz seiner Wände unbesorgt sprechen konnten.

»Ich habe Nachricht aus Erfurt«, ließ sich Melanchthon vernehmen und versprühte dabei ob seines Zungenfehlers einen Tröpfchenhagel über den Tisch. Markus verbiss sich ein Schmunzeln. Zu sagen, dass er den kleinen Mann liebte, war keine Übertreibung. In Markus' Elternhaus hatte es für den Bildungshunger des Sohnes kein Verständnis gegeben, und wäre Melanchthon ihm nicht beigeprungen, so hätte er sich statt in den Hörsälen der Universität im Holzhandel seines Vaters verdingen müssen. Der geniale Lehrer aber hatte seine Begabung erkannt, ihn ermutigt und ihm sogar eine Kammer in seinem Haus überlassen. Nun beugte Markus sich zu Melanchthon herunter und berührte dessen Schulter: »Augenblick, mein Griechlein. Lasst doch Herrn Konrad und Frau Elisabeth erst einmal zu Atem kommen. Und der Wein ist uns, wie ich sehe, auch ausgegangen.« Sie nannten ihn alle so: Griechlein. Den Spitznamen hatte Luther ihm verpasst, und Melanchthon war es recht. Dass er mit dem Vornamen Philipp hieß, hatte er vermutlich vergessen.

Überraschend zart lachte Eckhard auf. »Das seht Ihr goldrichtig, mein Bester.« Mit dem leeren Krug winkte er nach Jobst, einem von Cranachs Malschülern, der sich Kost und Logis beim Meister verdiente, indem er im Ausschank half. Der Jobst war ein schlankes Bürschlein, schwarzlockig wie ein Welscher, der sich zwischen den Tischen bewegte, ohne je Lärm zu machen. Sogleich verschwand er hinter dem Schanktisch und füllte ihren Krug neu auf. Als er

das Getränk an den Tisch trug, hielt Eckhard ihn am Handgelenk fest. »Was ist das denn für einer, euer neuer Roter?«

»Ein Franke«, murmelte Jobst, ohne Eckhard anzusehen. »Den haben wir in der Frühe erst bekommen.« Dabei rollte er das »R« an der Zungenspitze, wie Cranach selbst es tat. Des Malers Landsmann war er also, ein Franke wie der Wein. Und doch lag in der weich verschliffenen Mundart ein Ton, der anders war, den Markus zu kennen glaubte, aber nicht einzuordnen wusste.

»Fein, Kerlchen, davon füllst du mir nachher, ehe wir gehen, zwei Schläuche ab, verstanden? Und jetzt troll dich! Was wir zu reden haben, ist für feuchte Öhrchen nicht bestimmt.«

Das ließ der Jobst sich nicht zweimal sagen, sondern huschte auf seine geisterhafte Art davon. Ein paar Augenblicke lang sprach allein der Wein: mit Glucksen in Becher geschenkt und mit Schlürfen durch Kehlen gejagt.

»Ich wünschte, du würdest ihn nicht so behandeln«, platzte die Stimme Elisabeths in das genüssliche Schweigen.

»Aber wen denn, Weibchen?« Verblüfft wandte Eckhard sich ihr zu. Elisabeth sah nicht aus wie ein Weibchen, so verhuscht und verängstigt sie sein mochte. Neben ihrem Gatten wirkte sie, als hätte man eines der schreckhaften Rassepferde des Fürsten neben einen properen Brauereigaul gespannt. Markus kannte sie seit etlichen Jahren, doch die Vertrautheit der gemeinsam verbrachten Jugend war in Eckhards Gegenwart dahin.

»Cranachs Jungen«, gab sie dem Dicken hitzig Antwort.

»Und in welcher Weise behandle ich den missfällig?«

»Von oben herab behandelst du ihn. Er ist ein begabter Maler, der sich sein Handwerk hart erkämpft. Kein Schankbursche.«

»Was du nicht sagst.« Eckhard zog die Brauen in die Stirn. »Vielleicht sollte besser ich dem Herrn Künstler aufwarten, statt umgekehrt. Wäre damit deiner Liebe zum Bodensatz Genüge getan? Wenn das so weitergeht, muss ich dir den Malunterricht in Cranachs Werkstatt untersagen. Sinnlos verschleudert ist mein Geld dafür ohnehin.«

Elisabeth duckte sich. Ehe in ihm etwas aufbegehren konnte, hob Markus die Hände. »Sollten wir nicht wieder auf Luther kommen? Die Sorge um ihn versetzt uns in Erregung, aber es wäre töricht, dies im Streit miteinander auszulassen. Luther braucht sein Wittenberg vereint. Lasst Euch von meinem Griechlein berichten, welchen Empfang man ihm in Erfurt bereitet hat.«

Melanchthon nickte wie ein Pumpenschwengel. Seine Begabung, von einem Gespräch nur zu hören, was ihm taugte, war beneidenswert. »Wie einen Fürsten haben sie Luther bejubelt, ihn

mit Fanfaren in die Stadt und sogleich bis auf die Kanzel geleitet, auf dass er ihnen predige«, berichtete er. »Die Empore bebte, so dicht mit Menschen befüllt war die Kirche.«

Man musste Melanchthon sehr gut kennen, um vom Zucken der Mundwinkel abzulesen, wie viel ihm Luthers Werk bedeutete, wie er um das Leben des Vorreiters bangte und wie es ihn freute, dass dieser auf der Durchreise nach Worms solche Triumphe feierte. Ihnen allen erging es ja ebenso, und der Pulk von Menschen, der sich um ihren Tisch scharte, sprach für sich: Halb Wittenberg zitterte um das Wohl seines berühmtesten Einwohners. Luther, der tollkühn die Bulle des Papstes ins Feuer geworfen hatte, war zum Verhör vor den Reichstag in Worms zitiert. Dass er dort erscheinen und vor Kaiser und Kurie seine Sache vertreten durfte, war der Fürsprache des Kurfürsten zu danken. Über andere hätte man für das, was Luther gewagt hatte, ohne Anhörung die Reichsacht verhängt, sodass ein jeder ihn ungestraft hätte töten können. Stattdessen hatte Kurfürst Friedrich erwirkt, dass der Kaiser dem Rebellen Gehör schenkte und ihm freies Geleit für die Reise gewährte. Von diesen Tagen in Worms hing alles ab: Würde Luther, um sein Leben zu retten, seine Thesen widerrufen? Oder stünde er wie die Eichen vor Wittenbergs Toren unverbrüchlich zu seinem Wort?

Als wäre Melanchthon Markus' Gedankengang gefolgt, beendete er jetzt seine Rede: »Und somit ist es unsere Pflicht, für unseren Christenbruder fleißig zu beten. Müssten wir dieses Mirakel unter den Menschen verlieren – nicht auszudenken, was aus den Reformen würde. Etwas Schlimmeres könnte uns auf Erden nicht geschehen.«

»Hört, hört. Glaubt Ihr wahrhaftig, was Ihr da sagt, kleiner Grieche?«

Markus schoss herum. Der Sprecher war ein Kerl mittleren Alters, ein Zimmerer, den Markus von Luthers Predigten in der Stadtkirche kannte. Sein Gesicht wirkte verzerrt, und sein Atem ging in so schweren Stößen, dass Eckhard ihm seinen Becher abnahm und ihn mit fränkischem Wein auffüllte. »Das Schlimmste, das uns geschehen könnte, wäre Luthers Verrat, nicht sein Tod. Widerruft er, so zerschlägt er die Bewegung. Stirbt er hingegen mutig für die Sache, so werden wir uns gewaltig erheben, heute hier in Wittenberg, und morgen schon überall!«

Eckhard, im Begriff, dem Manne den Becher zu reichen, knallte ihn stattdessen zurück auf den Tisch, dass der Rotwein schäumte. »Und jetzt das Maul gehalten, Herr Großsprecher.« Den beißenden, bösen Spott, mit dem er zuvor auch seine Frau bedacht hatte, trauten dem leutseligen Dicken wenige zu. Markus aber wusste es besser: Mit eben dieser Mischung, trauter Kumpanei über einem Kern aus Schmiedeeisen, hatte der Oheim sein Vermögen im Tuchhandel gemacht.

»Du schwatzt nicht von einem Ding, einem Buch etwa, das sich nachdrucken lässt, sondern von einem Mann, der mehr Schmalz im Hirn hat als zehn von deiner Sorte. Wenn du den für eure Bewegung so einfach dem Flammentod überantworten willst, dann soll mir deine Bewegung gestohlen bleiben.«

Der Zimmerer holte keuchend Atem. Ein Wort wollte folgen, zwei, dreimal entrang sich seiner Kehle ein Laut, dann verstummte er. Ein paar andere murrten, einer reckte gar die Faust. Die, denen eine Reform im Geistigen nicht genügte, die sich einen gewaltsamen Umsturz wünschten, waren in Wittenberg zahlreicher, als Eckhard vermuten mochte.